

Muttertreue

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 15

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668668>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Muttertreue

Von Maria Dutli-Rutishauser

Dort, wo die Sonne am wärmsten scheint, unter der Fülle von frühen Rosen, sitzt am stillen Sonntagmorgen die alte Rosina. Gar zum Sitzen braucht sie einen Stock, denn ihr Rücken ist so krumm, daß sie den Kopf nicht heben kann, ohne die Hände aufzustützen. In diesem Winkel sitzt sie alle Tage, angelehnt an die zerbrochene Mauer ihrer Hütte. Sie denkt viel nach und darum meinen die Leute, sie sei nicht ganz recht im Kopf. Die Jungen lachen über sie, aber sie merkt es nicht. Vielleicht weiß sie auch nicht, daß die Blumen in der Wildnis ihres kleinen Gartens gewechselt haben. Längst sind die Kamelien hingefallen, und der Ohzinen zartfarbener Schleier ist in einer Sturmnacht verweht. Jetzt sind Rosen aufgegangen, rot und glühend. Aber sie ranken so hoch an der Mauer hin, daß Rosinas Augen ihnen nicht zu folgen vermögen. Manchmal lächelt der zahnlose Mund. Das ist, wenn ein kaum merklicher Windhauch den Duft der Blüten weckt. Den spürt die Rosina.

Lange haben schon die Glocken von Sant' Antonio verläutet. Da steht die Alte mühsam auf. Hat nicht jemand nach ihr gerufen? Wie seltsam, daß sie, die Taube, die Stimme hören konnte! Ist keiner, der die Rosina störte, denn die Nachbarn sind in der Kirche, und sie selber hat niemand. So geht sie dem Rufe nach.

Aber es ist Sonntag und der Tag der Mütter. Da gehen die Damen der Stadt zu den armen, alten Müttern, denen kein Kind das Fest bereitet. Sie bringen ihnen Blumen und Kuchen und wollen damit ein wenig Sonne wecken im Leben der Einsamen. Ihrer zwei kommen ins Häuschen Rosinas, als es gegen Mittag geht. Die Türe steht offen, der Herd ist kalt. Auch im kleinen Garten finden sie die Alte nicht. Sie rufen nach ihr. Aber nur die graue Katze steht auf, dehnt sich lang und legt sich wieder hin. „Sie kann doch nicht weit fort sein“, sagt Signora Rachele, und die Gattin des Sindaco meint, man habe mit diesen Leuten halt immer Scherereien. Die Rosina müßte endlich wissen, daß sie an diesem Tage Besuch bekomme.

Ein Kind springt daher. Es habe die Rosina gesehen und ihr gesagt, sie müsse heimgehen. Aber sie höre gar nicht darauf, sie sei nun wohl wirklich „pazza“ geworden. Mit dem Kinde gehen die wohlthätigen Damen vor die Stadt hinaus. Es paßt ihnen nicht ganz, daß Leute mitkommen. Seltsam ist der kleine Zug, der zum Friedhof geht.

„Eccola“, sagt die Kleine und bleibt bei den ganz alten Gräbern stehen. Verfallene Steine, wild wuchernde Blumen sind da und viel Sonne. Mitten in den Steinen kauert die Rosina. Ihre verwitterten Hände sind um den Stock geschlungen und halten zwischen dürrer Fingern eine blaue Blume. Sie hört lange nicht, daß man sie beim Namen ruft. Erst, als Signora Rachele bei ihr steht und sie schüttelt, kommt die Alte wie aus einem Traume zurück. Sie blinzelt und staunt. Wer sind die vielen Leute und was wollen sie von ihr? Niemand kümmert sich sonst um sie. Aber jetzt, wo sie in Gedanken so weit weg war, stören sie ihre Ruhe.

„Was tut Ihr da, Rosina? Kommt doch heim, wir haben Euch Kuchen gebracht und guten Wein.“

Rosina versteht langsam. Ach ja, es ist „festa“ — der Tag der Mutter. „Verzeiht“, sagt sie und lächelt. Aber sie bleibt sitzen. Scheu will sie die blaue Blume verbergen. Doch sie ist ungeschickt — die Blume fällt zu Boden. Wie sie sich müht, die Blüte wieder zu suchen, lacht die Signora: „Laßt sie liegen, wir haben euch Nelken gebracht, groß wie edle Rosen.“

Die Alte schüttelt den Kopf. „Es ist nicht das — aber die Blume ist von seinem Grabe. Er hat nach mir gerufen, ganz deutlich habe ich seine Stimme gehört.“ Ein paar Leute lachen. Die Frau des Sindaco ist nervös: „Wir vertun Zeit mit der Berrückten — laßt uns gehen.“

Signora Rachele aber weiß auf einmal um den tiefen Sinn des Festes. Sie hebt die welke Blume auf und legt sie in die Hände der alten Mutter. Rosina schaut auf. Ihre Augen sind

feucht, aber sie lächelt. „Versteht Ihr es, daß einer nach dreißig Jahren noch lebendig ist im Grabe? Er war mein einziges Kind und ist als junger Rekrut gestorben. Ich habe nur sein Grab — nicht einmal einen Stein darauf. Aber ich weiß schon, wo man ihn begraben hat. Eine Mutter vergißt das nie.“

Signora Rachele wandte sich um und sagte: „Wir müssen sie gewähren lassen — eine Mutter, die ihren Feiertag beim toten Kinde feiern will, ist keine arme Frau. Wer weiß, ob nicht in ihrem

Herzen mehr Liebe wohnt als bei jenen, die heute an reicher Tafel festen?“

Niemand konnte hören, was Rosina ihrem toten Sohne erzählte: „Einen Tag der Mütter haben sie gemacht, Lorenzo, hörst du? Ich muß lachen. Muttertag ist mir jeder Tag gewesen, als ich dich hatte. Und auch nachher — denn weißt du, die Erinnerung an dich ist mir Dank und Geschenk. Immer habe ich dich lieb, Renzo . . .“

Aber der Sommerwind schweigt und verplaudert nichts von dem, was eine Verrückte sinnt.

Der Brautwerber

Eine Geschichte um Liszt

Nach einem harten Winter war der Lenz aufgebrochen im Thüringer Land. Ueber Nacht fast setzte er seine Knospen an die Bäume; ein paar Wochen später — da schäumten schon die Blüten wie eine weiße Brandung die Berggärten empor. Er trieb seinen Mutwillen, dieser Frühling mit den jungen und alten Herzen, und er ging auch den Jüngern des großen Liszt nicht aus dem Wege. War nicht der Meister selbst, dieser Mensch voller Güte und Unrast, wie verwandelt?

Man blieb lange beisammen an diesen Frühlingsabenden, da aus den weit offenen Fenstern lustiges Lärmen, jauchzende Lebensfreude in das gesetzte Weimar drangen. Man war kühn genug, vor dem ermunternden Wort des Großen neue und gewagte Schöpfungen zu spielen, in denen es garte und trieb wie draußen in der Welt. Und eines Tages ward feierlich beschlossen, wieder einmal nach der musikliebenden Fürstenstadt Sondershausen zu fahren, um dem Konzert im Schloßpark zu lauschen.

An diesem Abend waren rasch die Rollen verteilt. Mit heiterem Ernst bestellte man den Generalunternehmer, den Reifemarschall und den Schatzmeister. Franz Liszt krönte die Stunde mit einer großen Frühlingsfantasie, und danach brachen alle auf, alle außer einem. Es war ein junger Musiker namens Brunnkant, der noch mit dem Heimgang zögerte, bis der verständige Meister ihn mit sich zog in das Arbeitszimmer.

Da erfuhr er dann von dem Jungen, daß er nicht an der Sondershauser Fahrt teilnehmen könnte und wollte. Und in zartem Nachforschen vernahm er die bitter-süße Geschichte einer jungen Liebe.

In Sondershausen hatte der Brunnkant unter den Musikhochschülern rasch seinen Weg gemacht. Man erkannte seine große Begabung und nahm ihn vor der Zeit in das Orchester auf. In dieser Stadt an der Wipper war man der Musik herzlich zugetan, und so blieben die Einladungen nicht aus. Auf einem dieser Feste nun lernte er das Mädchen seiner Liebe kennen. So oft es ging, traf man sich danach und träumte von einer glückhaften Zukunft. Bis dann eines Tages der angesehenene Goldschmied der Stadt als Vater des Mädchens mit elementarer Heftigkeit allem ein Ende machte. Wohl wagte Brunnkant noch den peinlichen Gang zu Meister Severin, aber es nützte nichts. Verächtlich fast, kalt und höhnisch wurde er abgewiesen. Da verließ er die Stadt, um nach langen Irrwegen zu Liszt-Schülern zu stoßen.

Peter Brunnkant trug noch heute schwer an dieser Narbe. Und er lehnte es also bestimmt und unwiderruflich ab, an der Sondershauser Fahrt teilzunehmen. Franz Liszt erhob keine Einwände. Er strich behutsam dem jungen Freund über die Stirn und dachte wohl an jene Höhen und Tiefen, die sein eigenes Herz in zwei